Zeitschrift: Intercura : eine Publikation des Geriatrischen Dienstes, des Stadtärztlichen Dienstes und der Psychiatrisch-Psychologischen Poliklinik der Stadt Zürich

Herausgeber: Geriatrischer Dienst, Stadtärztlicher Dienst und Psychiatrisch-Psychologische Poliklinik der Stadt Zürich

Band: - (1993-1994)

Heft: 43

Artikel: Möglichkeiten und Grenzen der spitalexternen Betreuung und Pflege von Betagten im Bezirk Affoltern am Albis/ZH

Autor: Rüst-Walcher, Regula Maria

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-790124

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Möglichkeiten und Grenzen der spitalexternen Betreuung und Pflege von Betagten im Bezirk Affoltern am Albis/ZH

Regula Maria Rüst-Walcher*

Auf Initiative von Dr. med. Christian Hess, Chefarzt der Medizinischen Abteilung des Bezirkssspitals Affoltern a.A. wurde dieses lokale Projekt lanciert. Kürzlich erschienen nun die Ergebnisse in der Schriftenreihe der Schweizerischen Gesellschaft für Gesundheitspolitik. Da die Fragestellung nicht nur von lokalem Interesse ist, wurde die Studie vom Kanton Zürich und von der Pro Senectute unterstützt.

Der Bezirk Affoltern ist ein ländlicher Bezirk im Soge der Stadt Zürich und hat durch den Zuzug von Familien eine durchschnittlich "junge" Bevölkerung. Es ist erst die alteingesessene Bevölkerung, welche die Ueberalterung zu spüren bekommt; so gehören die Betagten und ihre Betreuer in diese Gruppe. Seit durchschnittlich fast 50 Jahren wohnten die betreuten Betagten im gleichen Dorf. Es besteht noch ein gutes Netz an verwandtschaftlichen und nachbarlichen Beziehungen und oft ist auch noch die Betreuung von Angehörigen im gleichen Haus oder im "Stöckli" möglich. Wenn die jetzigen Neuzuzüger nach 2010 ins AHV-Alter kommen, werden sich gravierende Probleme ergeben, ähnlich denen, die jetzt z.B. die Stadt Zürich mit ihrer überalterten Bevölkerung zu lösen hat. Die Planung dieser nicht allzu fernen Zukunft beginnt jetzt.
Der Bezirk Affoltern hat - gemessen am Bevölkerungsanteil der Betagten - weniger Heimplätze als es dem kantonalen Durchschnitt entspricht. Lange Wartelisten führen deshalb auch hier oft zu Engpässen sowohl für überforderte Angehörige als auch für das Akutspital, das kranke Betagte und auch sogenannte Pflegenotfälle bedingungslos aufnimmt. Ausgehend von den alltäglichen Problemen, die sich rund um die betagten Patienten für das Bezirksspital Affoltern a.A. und die ihm angegliederten Pflegeheime und die Tagesklinik stellen, wurden systematisch Betreuerinnen und Betreuer von Betagten befragt, die definitiv oder ferienhalber, beziehungsweise als Tagesklinikpatienten, in eines der Heime eintraten. Ergänzend wurden auch Betreuende von Altersheimbewohnern in die Befragung miteinbezogen. Sehr erfreulich war die Motivation der Betreuenden. Nur eine Person wollte nicht befragt werden.

*) Als Dissertation an der Medizinschen Fakultät Zürich im April 1993 angenommen, Leitung Dr.Ch. Hess, Bezirksspital Affolterna.A. und PD Dr.med. J. Bösch, Psychiatrische Poliklinik, Abtlg. Psychosoziale Medizin, Direktor Prof. Dr J. Willi, Verlag und Bezugsquelle Zentralsekretariat SGGP, Haldenweg 10a, 3074 Muri, Preis Fr. 36.-.

Es interessierten die Voraussetzungen und die Gründe, die eine Betreuung zu Hause noch ermöglichten (bei den sogenannten Ferien- und Tagesklinikpatienten), und wodurch die Grenzen für eine häusliche Betreuung erreicht werden. Mit einem ausführlichen Fragebogen mit z.T. offenen Fragen wurde nach Gesundheitszustand, Wohnsituation, Belastungen, Unterstützung, Informationsstand, Beziehung zwischen Betagten und den Betreuenden usw. gefragt. Das Gespräch dauerte durchschnittlich 90 Minuten und diente nicht nur der Erhebung der notwendigen Daten, sondern war in den meisten Fällen auch ein beratendes Gespräch in einer oft schwierigen persönlichen Situation. Ist dies doch oft vor allem für nahe Angehörige eine eigentliche Krisensituation. Schlechtes Gewissen, oft Versagensgefühle und auch Vorwürfe sind zu verarbeiten.
Die überwiegende Mehrzahl der Betreuenden (80%) sind, wie in vergleichbaren Untersuchungen, Frauen - meist Töchter, Schwiegertöchter, Ehepartnerinnen und Nachbarinnen. Betreuende Männer sind meist Ehepartner und einige wenige Söhne. Auch bei den betreuten Betagten waren zwei Drittel Frauen. Die bekannte Tatsache, dass Männer seltener im Heim anzutreffen sind, widerspiegelt sich in diesen Zahlen. Frauen werden älter, und oft pflegen sie zu Hause ihre Ehepartner auch unter schwierigsten Bedingungen. Alleinstehende, verwitwete und kinderlose Frauen sind denn auch in dieser Untersuchung diejenigen, die ins Altersheim eintreten, entsprechend der Meinung, dass das Altersheim eine gute Lösung sei für Menschen, die niemanden haben, der zu ihnen schaut. Hingegen wird das Chronischkrankenheim als (Not-)Lösung betrachtet, "wenn es zu Hause nicht mehr geht". Soweit kommt es erst dann, wenn eine Krankheit oder ein Unfall vermehrte Pflege und nicht nur Betreuung erfordert.
Erstaunlicherweise unterschieden sich die beiden Gruppen von definitiv ins Heim eintretenden und Ferien- beziehungsweise Tagesklinikpatienten nicht bezüglich Abhängigkeit von Hilfe. Die Umstände waren bei den grundsätzlich noch zu Hause betreuten alten Menschen sogar eher ungünstiger. Wichtig scheinen vor allem die Einstellung zur Betreuung und die Beziehung zwischen Betagten und Betreuenden zu sein. Ist die Beziehung unbelastet, wird auch eher eine aufwendige Betreuung in Kauf genommen. Wichtiger als die Belastung durch die eigentliche Pflege ist die psychische Belastung der Betreuenden durch Betagte, die schwierig sind im Umgang, verwirrt sind und deren Schlaf gestört ist.
Auf die Frage, was oder wer den Betreuenden half, die Betreuungsaufgabe zu meistern, wurden folgende Aussagen gemacht: Unterstützung durch andere nahe Verwandte, die Gemeindschwester, den Hausarzt, die Tagesklinik, die Beanspruchung eines Ferienbettes zum Teil mehrmals jährlich, Aktivitäten, auch beruflicher Art, neben der Betreuungsaufgabe. Andere beklagten sich darüber,

gerade diese Hilfen nicht erhalten zu haben. Man würde oft von verschiedenen Seiten - auch von Behörden - zu spüren bekommen, dass es selbstverständlich sei, betagte Angehörige zu betreuen und zu pflegen und man erhalte wenig Unterstützung. So vermissten vor allem Töchter und Schwiegertöchter, dass die oft schon sehr früh notwendige Hilfe durch die Hauspflege nicht zu ihrer Entlastung und Stützung eingesetzt werden konnte. Dass Hauspflege noch oft als Pflege des Haushalts und nicht als umfassendere Betreuungsaufgabe verstanden wird, wird mehrfach bemängelt.
Die Zufriedenheit mit den Leistungen der Gemeindekrankenpflege war hingegen deutlich höher. Vermisst wurde aber eine unbürokratische Koordination der Spitexdienste.
Nicht verlassen will und kann man sich - auch wenn man gut im Dorf integriert ist - auf die Nachbarschaftshilfe. Wie Untersuchungen in der Stadt Zürich zeigten, kann solche Hilfe - bezahlt oder unbezahlt - aktiviert werden, wenn sie koordiniert wird. Sie wird dann auch unabhängig davon, ob jemand beliebt ist und "dazu gehört". Jede Hilfe, auf die man ein Recht hat, kann als Hilfe von allen Beteiligten auch besser akzeptiert werden.

Neue Formen der Unterstützung von Betagten sind schon heute und werden in Zukunft immer mehr gefragt sein. Unter den heutigen gesellschaftlichen Bedingungen mit kleineren Familien und grösserer Mobilität zeichnet sich bereits ab, dass immer weniger Kinder auf immer grössere Distanz ihre Eltern betreuen werden. Die Hilfe durch die spitalexternen Dienste, aber auch Nachbarschaftshilfe und die Selbsthilfe der älteren Bevölkerung, werden deswegen immer wichtiger werden, wenn wir unsere betagten Menschen in der Umgebung belassen wollen, wo sie lange Jahre gelebt haben und noch ein Beziehungsnetz besitzen. Alters- und Pflegeheime für alle sind ohnehin zu wenige vorhanden.
Verschiedene in der Schweiz durchgeführte Untersuchungen zeigen, dass die Mehrzahl der Betagten selbständig lebt oder von Angehörigen betreut und gepflegt wird. Diese - es sind vor allem Frauen - brauchen die tatkräftige und moralische Unterstützung aller bei der Bewältigung dieser Aufgabe.